

RESEARCH

Daniel Baron  
Oliver Arránz Becker  
Daniel Lois *Hrsg.*

# Erklärende Soziologie und soziale Praxis



Springer VS

---

# Erklärende Soziologie und soziale Praxis

---

Daniel Baron · Oliver Arránz Becker  
Daniel Lois  
(Hrsg.)

# Erklärende Soziologie und soziale Praxis

Festschrift für Paul B. Hill zum 65. Geburtstag

Mit einem Geleitwort von Hartmut Esser

 Springer VS

*Hrsg.*

Daniel Baron  
RWTH Aachen  
Aachen, Deutschland

Daniel Lois  
Universität der Bundeswehr München  
Neubiberg, Deutschland

Oliver Arránz Becker  
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg  
Halle (Saale), Deutschland

ISBN 978-3-658-23758-5      ISBN 978-3-658-23759-2 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-23759-2>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

# Inhalt

Geleitwort ..... 1  
*Hartmut Esser*

Einleitung: Erklärende Soziologie und soziale Praxis ..... 5  
*Oliver Arránz Becker, Daniel Baron und Daniel Lois*

## Teil I Erklärende Soziologie: Theorien, Daten und Methoden

Stress und Komplexität. Zwei Grenzen des Rational-Choice-Modells..... 15  
*Thomas Kron*

Die Zeit der Soziologie. Wie lässt sich Zeit in Erklärungsmodellen adäquat berücksichtigen? ..... 43  
*Daniel Baron, Winfried Markmann und Mattia-Lisa Eickemeier*

Zur Erklärungsarmut von Big Social Data. Von den Schwierigkeiten, auf Basis von Big Social Data eine Erklärende Soziologie betreiben zu wollen ..... 73  
*Roger Häußling*

„Big Data“ aus wissenschaftssoziologischer Sicht. Warum es kaum sozialwissenschaftliche Studien ohne Befragungen gibt ..... 101  
*Rainer Schnell*

## Teil II Soziale Praxis: Familie, Bevölkerung und Bildung

Variable Rationalität im demographischen Handeln. Religiosität, Kosten und Nutzen von Kindern und die Entscheidung zur Familiengründung ..... 127  
*Oliver Arránz Becker und Daniel Lois*

Der Partnermarkt der Wendekinder. Über die langfristigen Auswirkungen des Geburteneinbruchs in Ostdeutschland nach der Wende ..... 159  
*Johannes Stauder und Dagmar Jäger*

---

Die Entstehung von Partnerschaften im mittleren und höheren Lebensalter. Chancen und Hemmnisse .....	193
<i>Ingmar Rapp, Thomas Klein und Jan Eckhard</i>	
„Zwei Freunde und doch so verschieden“. Vorstellungen von Partnerschaft, Ehe und Familie in einer Beziehung: Ein Vergleich der Perspektive von Frauen und Männern .....	215
<i>Alois Hahn, Johannes Kopp und Nico Richter</i>	
Ehe, Familie und die demographische Frage. China zwischen Tradition und Moderne .....	251
<i>Manfred Romich und Sabrina Holzportz</i>	
Schadet die frühe Differenzierung der Bildungswege nach Fähigkeiten und Leistungen den Bildungschancen der Migrantenkinder? .....	287
<i>Hartmut Esser</i>	
Publikationen von Paul B. Hill .....	307
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren .....	315



# Geleitwort

Hartmut Esser

Paul, wie der in der Festschrift Geehrte von uns genannt wird, ist seit 2014 Sprecher der Professoren der RWTH Aachen, eine der dünnelhaftesten akademischen Einrichtungen, die man sich überhaupt denken kann. Geboren und aufgewachsen ist Paul B. Hill (das *middle initial* hat er sich später zugelegt) in Differten, Kreis Saarlouis. Differten liegt, wie man weiß, an der Bist, einem linksseitigen Zufluss der Saar am Nordrand des Warndt und hat knapp 4000 Einwohner. Was für ein Weg! Chemielaborant, Berufsaufbauschule, Fachoberschule, Grundwehrdienst – und dann: Ein Studium der Soziologie, ausgerechnet. Wir haben uns in Duisburg getroffen, einer der damals neu gegründeten „Gesamthochschulen“ im Ruhrgebiet mit einer damals, nicht nur aus heutiger Sicht, außerordentlich lebendigen Landschaft von Inseln, an denen eine „analytisch-empirische“, „kritisch-rationale“ und dem „Methodologischen Individualismus“ verpflichtete erklärende Soziologie methodisch systematisiert und auch praktisch betrieben wurde: In Bochum, Duisburg und Essen, dazu auch noch Düsseldorf und Wuppertal. Das war nicht selbstverständlich: Damals waren ganz andere Strömungen dominant: Ausläufer des Neo-Marxismus und der Frankfurter Kritischen Theorie überall, im Ruhrgebiet wie üblich etwas verspätet, und Mutationen des kollektivistischen Verständnisses von Gesellschaft in der Gegend des Teutoburger Waldes als „Systemtheorie“, und teilweise sogar fast ein Krieg gegen Popper und Statistik. Wer einen Weg wie Paul B. Hill hinter sich hatte, für den war das nichts. Sondern eher dieses hier: Die Soziologie ist die Wissenschaft von der Gesellschaft, und wenn sie eine Aufgabe hat, dann die Aufdeckung kausaler Zusammenhänge der gesellschaftlichen Prozesse über die dafür geeigneten theoretischen Modellierungen und empirischen Methoden wie man sie aus den Naturwissenschaften kennt. Und zwar: Um dann mit dem so gewonnenen Wissen womöglich wirksam etwas in der Welt ändern zu können – und nicht nur ewig darüber zu jammern oder publikumswirksame, aber praktisch folgenlose „Gesellschaftstheorie“ zu betreiben. Für dieses Verständnis einer anwendungsorientierten Soziologie als eine Art *physique social* war das Ruhrgebiet der richtige Platz, und später dann auch die anderen Stationen in Köln, Trier und schließlich Aachen.

Paul war immer ein ausgesprochener *team-player*, seine Arbeiten zeugen davon: „Schnell, Hill, Esser“ zu den Methoden der Empirischen Sozialforschung und die „Familiensoziologie“ zusammen mit Johannes Kopp, der aus Mannheim

kam, einem anderen Platz jener Art von Soziologie, die so gut zu ihm passte. Er war über die ganze Zeit der Zusammenarbeit, gerade auch, wenn der (damals noch recht junge) Chef wieder einmal aushäusig war und die Mannschaft mit den Projekten machen ließ, ein Garant dafür, dass die methodischen Regeln und Vorgaben auch in der praktischen Umsetzung wirklich eingehalten wurden, manchmal unter Einsatz fast des eigenen Lebens. Etwa: In einem der ersten größeren Projekte zu den Effekten ethnischer Segregationen in städtischen Gebieten auf die Integration von Migranten und deren Beziehungen zu den Einheimischen sollten typische Eigenschaften der ausgewählten Stadtviertel auch fotografiert werden. Das gehört zu jedem vernünftigen Methodenmix eines solchen Projekts dazu. Man hat ihn in einem der gut situierten Viertel, die es zur Varianzerweiterung natürlich auch geben sollte, festgenommen – der Ausspähung von Einbruch Gelegenheiten verdächtig. Paul ist recht bald wieder freigekommen, wie man weiß, und das Projekt wurde insbesondere durch seinen Beitrag zu dem Thema allgemein und in der dazu nötigen Kleinarbeit im Speziellen eine Art von Meilenstein für die Frage nach den Effekten von „Generation und Identität“. Viel wäre gewonnen, wenn man heute, wo das Thema wieder so virulent ist wie damals, einmal einen Blick in die Befunde werfen würde. Man würde sich wundern, was man eigentlich dazu schon wusste, vor allem aber, was man mit jahrelanger Teamarbeit in den Sozialwissenschaften auf die Beine stellen kann. Für das ebenfalls umfassend und langfristig angelegte Projekt zur Erklärung von Ehescheidungen, das er danach zusammen mit Johannes Kopp ganz allein und fast ohne Mitwirkung des (inzwischen schon älteren) Chefs auf die Beine gestellt hat, galt das in noch weit größerem Maße: Das Projekt „Determinanten der Ehescheidung“. Es war einer der Grundsteine und Ausgangspunkte, auf denen die hierzulande u.a. von Bernhard Nauck, Johannes Huinink, Thomas Klein, Andreas Diekmann oder Josef Brüderl etablierte empirisch-analytische Familiensoziologie sich hat weiter entwickeln können. Das große familiensoziologische Panel „Pairfam“ hat darüber seinen Anfang genommen. Und begleitet hat Paul B. diese und andere Projekte der sozialwissenschaftlichen Infrastruktur hierzulande fast folgerichtig dann auch in den dazu nötigen Gremien, wie das GESIS-Kuratorium oder in der Arbeitsgemeinschaft sozialwissenschaftlicher Institute. Und wenn nötig auch, wie gesehen: Als Sprecher der Professoren einer „Technischen Hochschule“, die inhaltlich ganz was anderes machen, methodologisch aber wohl eine große Wahlverwandtschaft zu dieser Art von Soziologie und der sie betreibenden Personen verspüren konnten. Zu erwähnen wäre in diesem Zusammenhang gewiss auch, dass Paul B. Hill sich, als es sich abzeichnete, sofort und mit Nachdruck für die Gründung einer „Akademie für Soziologie“ eingesetzt hat, deren Ziel die Stärkung gerade der Art von Soziologie ist, die uns von Anfang verbunden, begleitet und fasziniert hat: Klarheit und Präzision bei den Theorien,

---

Sorgfalt und Akribie bei den Methoden und Techniken, Vorsicht und Selbstkritik bei der Präsentation der Ergebnisse. Es hat einfach zu seinem Weg gepasst. Und der anderen auch, mit denen er zusammen war und weiter ist.

Anders als meist sonst üblich, wenn sich die Wege räumlich und organisatorisch trennen haben wir uns nie aus den Augen verloren. Ich denke, dass wir wissen, was wir voneinander hatten, ohne es besonders zu betonen. Vielleicht aber habe ich ihm (wie anderen) das nicht oft genug gesagt. Deshalb dann hier mit ganz besonderem Nachdruck: Danke, Paul! Für Alles!



# Einleitung: Erklärende Soziologie und soziale Praxis

*Oliver Arránz Becker, Daniel Baron und Daniel Lois*

Vierorts ist in neueren soziologischen Debatten von den Komplexitäten, Ambivalenzen und Unübersichtlichkeiten des sozialen Lebens die Rede (Bauman 1989, Habermas 1985, Luhmann 1984). Das Soziale scheint derart verwoben, verstrickt und schwierig zu entwirren, dass manche Beteiligte an jenen Diskussionen zwischenzeitlich zu der Auffassung gelangten, der „soziologischen Theorie“ gingen die Begrifflichkeiten aus, mit denen sich gegenwärtige Formen gesellschaftlichen Zusammen- und Auseinanderlebens erfassen, deuten, gar *erklären* lassen (Luhmann 1984: 7ff.).

Mehr als dreißig Jahre später kann von einem Mangel an Begrifflichkeiten kaum mehr die Rede sein: Risikogesellschaft (Beck 1986), Prekarisierungsgesellschaft (Marchart 2013), Entscheidungsgesellschaft (Schimank 2005), Erlebnisgesellschaft (Schulze 1992), Angstgesellschaft (Bude 2014), Abstiegsgesellschaft (Nachtwey 2016) – das sind nur einige der Stempel, die findige Soziologen der Gesellschaft, in der sie leben, in letzter Zeit aufgedrückt haben. Die Frage ist jedoch: Taugen allein soziologische Begrifflichkeiten und die dahinterstehenden Gegenwartsbeobachtungen schon zu Erklärungen darüber, warum gesellschaftliche Entwicklungen sich in der Form vollziehen, wie sie deren Diagnostiker so kunstvoll beschreiben?

Um nicht missverstanden zu werden: All diese Gegenwartsdiagnosen, wie sie im soziologischen Jargon oft genannt werden (Schimank/Volkman 2007), tragen mitunter dazu bei, drängende soziale Problemstellungen in gegenwärtigen Gesellschaften aufzuzeigen und theoretisch *und* empirisch fundierte kausale Untersuchungen über ihr Zustandekommen anzustoßen. Zu Erklärungen darüber, warum viele Menschen in Anbetracht einer Freisetzung aus traditionellen Bindungen trotzdem noch heiraten, warum atypische Beschäftigungsverhältnisse oder gar Arbeitslosigkeit zu bestimmten Formen politischer Partizipation oder zu Apathie führen, warum manche ökologische, politische oder wirtschaftliche Krisenereignisse Wanderungsbewegungen auslösen, andere wiederum nicht – dazu tragen all diese Diagnosen hingegen so gut wie nichts bei (Esser 1987, Schmid 2009).

Dem Unterfangen, den Ursachen sozialer Probleme mit differenzierteren Mitteln als der Jonglage spitzfindiger Begrifflichkeiten auf den Grund zu gehen, hat sich der hier Geehrte, Paul B. Hill, Zeit seines Forscherlebens intensiv ge-

widmet. Tief in der Tradition des methodologischen Individualismus verwurzelt dienen ihm empirische Forschungsergebnisse und theoretische Erklärungsansätze dabei nie als Endresultate, sondern als Ausgangspunkte für weiterführende, mitunter kontroverse Diskussionen inner- und außerhalb des Faches. Aus einem Kolloquium, das vor einigen Jahren am Institut für Soziologie der RWTH Aachen stattfand, wo Paul B. Hill lange als Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung wirkte, ist etwa sein Diskussionsbeitrag überliefert, dass, wer die Welt ständig als komplex und letztlich nicht erklärbar auffasse, konsequenterweise auf die Lösung der brennenden Probleme der Zeit verzichten müsse. Die Soziologie würde sich damit jedoch einer ihrer wichtigsten Aufgaben, die wissenschaftlich fundierte Informierung von Ansätzen zur Lösung sozialer Probleme, entledigen. „Da könnten wir den Laden auch gleich dichtmachen“, so Hills damaliges lapidar klingendes, jedoch in seiner Ernsthaftigkeit aufrüttelndes Fazit.

Den Laden dicht gemacht hat er dann doch nicht. Unbeirrbar hielt er an seiner Vorstellung von einer empirischen, theoretisch fundierten, erklärenden Soziologie fest, die den drängenden Problemen, die sich spätkapitalistische Gesellschaften oft selbst stellen, dicht auf den Fersen ist. Seine Forschungsprojekte, die er im Laufe seines produktiven Wissenschaftlerlebens anstieß und durchführte, befassten sich mit so unterschiedlichen Themen wie der Frage nach den Bedingungen für die Integration von Arbeitsmigranten (Hill 1984a), den Ursachen für eine abnehmende Partnerschaftsstabilität in der Bundesrepublik (Hill/Kopp 1990), den Determinanten und paarbezogenen Auswirkungen von Alltagsinteraktionen in Partnerschaften (Hill 2004), den sozialpsychologischen und soziologischen Ursachen für fremdenfeindliche Einstellungen in der Mitte der Gesellschaft (Rüssmann et al. 2010) oder aber den Folgen prekärer Beschäftigungsverhältnisse für die Partnerschaftsstabilisierung unter jungen Erwachsenen (Baron/Hill 2017a).<sup>1</sup> Neben all diesen methodisch differenziert und theoretisch fundiert angelegten Studien – viele davon in großem Umfang gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft – sind die nicht minder akribisch erarbeiteten Lehr- und Einführungsbücher zu erwähnen, an deren Zustandekommen Paul Hill maßgeblich beteiligt war. Sei es das inzwischen als Standardwerk zur Vermittlung der Kompetenzen empirischer Forschungstechniken etablierte und gemeinsam mit Rainer Schnell und Elke Esser verfasste „Methodenlehrbuch“ (Schnell et al. 2013), seine zusammen mit Johannes Kopp veröffentlichte „Familiensoziologie“ (Hill/Kopp 2013) oder sein Einführungswerk „Rational-Choice-Theorie“ (Hill 2002), das trotz sparsamer Seitenzahl eine illustre, einprägsame

---

1 Nicht zu vergessen ist zudem die Fülle an kleineren Studien im Rahmen von Lehrforschungsprojekten und fachgebietsinternen Studien in Paul Hills Aachener Zeit, die sich mit Fragen des Studienabbruchverhaltens und der Folgen von Studienreformen für Studienmotivation befassen.

Kurzdarstellung der Grundlagen jener erklärenden Soziologie bietet, auf der die vielen Forschungsarbeiten Paul Hills seit jeher so ertragreich aufbauen.

Mit letztgenanntem Büchlein, so scheinbar es anmuten mag, geht gar ein lang gehegtes Mysterium einher, das sich bisweilen um die theoretische und konzeptionelle Verortung von Paul Hills langjährigen Forschungsarbeiten rankt: „Du arbeitest bei Hill?“ schallte es einem der Herausgeber dieses Bandes vor einigen Jahren bei einem Soziologiekongress aus dem Munde einer etwas argwöhnisch dreinblickenden Kollegin entgegen, „Müsst Ihr da etwa immer noch Rational Choice rauf und runter beten?“ An die Adresse der Kollegin wie auch an die aller anderen an der Aufhellung dieses Mysteriums Interessierten: Nein, das *mussten* und *müssen* wir nie. Wir *dürfen* und *sollen* sogar andere Theorien zur Erklärung menschlichen Handelns und dessen sozialer Folgen verwenden. Und das ist keineswegs eine Schande, es ist ein Privileg. Denn so vielfältig die Forschungsprobleme, die im *Hause Hill* untersucht werden, so zahlreich sind auch die theoretischen Perspektiven, die, neben dem Rational Choice- und dem familienökonomischen Ansatz (Becker 1981, Hill/Kopp 2010), Eingang in die jeweiligen Hill'schen Erklärungsmodelle finden: Da tummeln sich Ansätze der Emotionssoziologie (Hill 1992), austauschtheoretische Überlegungen (Hill/Kopp 2001, Thibaut/Kelley 1959), Konzepte aus der sozialpsychologischen Bindungstheorie und Vorurteilsforschung in der Tradition eines John Bowlby (1958, Rüssmann et al. 2010) oder Gordon W. Allport (1979 [1954], Hill 1984b), die Theorie des geplanten Verhaltens sowie das berühmte Mode-Modell (Ajzen 1991, Fazio 1990, Hill 2002), wissenssoziologische Perspektiven (Baron et al. 2012, Snow 1958), ja, und sogar – am Historischen Materialismus geschulte KollegInnen, die einen ideologischen Verblendungszusammenhang am Werke befürchteten, dürfen nun beruhigt aufatmen – neo-marxistische Ansätze aus der Industriesoziologie (Baron/Hill 2017b, Dörre 2009), die gegenwärtige Prekariisierungstendenzen unter die Lupe nehmen.

Manche mögen an dieser Stelle einen Hang zur Beliebigkeit vermuten. Dieser Schein trügt jedoch. Wichtig und richtig ist: Auf Basis umfassender methodischer *und* theoretischer Kompetenzen nimmt die empirische Sozialforschung, wie sie von Paul Hill und in seiner Tradition betrieben wird, eines der zentralen Postulate der erklärenden Soziologie beim Wort (Esser 1996, 1998): Zwecks Aufstellung von Forschungsmodellen, die ursächliche Erklärungen ermöglichen sollen, sind nicht variablensoziologische oder gar triviale Ad hoc-Überlegungen, sondern stattdessen theoriegesättigte Brückenhypothesen notwendig, die sich im Kontext des jeweils zu beforschenden Problems als inhaltlich adäquat *und* alltagspraktisch anschlussfähig erweisen. Erst die Formulierung solcher Brückenhypothesen ermöglicht – gepaart mit der Einhaltung höchster forschungsmethodischer Gütekriterien und der Einbettung in ein umfassendes Erklärungsmodell –

eine ursächliche, empirische Überprüfung der jeweiligen postulierten Sachverhalte.

Der hier skizzierten theoretischen und auch thematischen Bandbreite verpflichten sich die in dieser Festschrift versammelten Beiträge. Sie sind gruppiert um jene Themen, die auch für Paul Hills lange, ertragreiche Forschungsvita kennzeichnend sind: Migrations- und Familiensoziologie, allgemeine, theoretische Soziologie und, natürlich, die empirische Methodenforschung. Dass sich dabei Querverweise zu benachbarten Themen- und Theoriegebieten ergeben, ist ausdrücklich erwünscht.

Der erste Teil des Bandes behandelt die theoretischen und datenbezogenen Grundlagen einer erklärenden Soziologie im oben genannten Sinn. Im ersten Beitrag befasst sich Thomas Kron mit den Grenzen der Erklärungskraft soziologischer Modelle, die sich auf Rational Choice-Annahmen stützen. Anhand empirischer Beispiele aus der soziologischen Gewalt- und Komplexitätsforschung zeigt er auf, dass die Annahme, Akteure handelten im strengsten Sinne rational, am ehesten dann zutreffen dürften, wenn die Situationen, in die individuelles Handeln eingebettet sind, wenig (physischen) Stress hervorrufen und mit Blick auf ihre Konsequenzen überschaubar sind.

Anschließend widmen sich Daniel Baron, Winfried Markmann und Mattia-Lisa Eickemeier der Frage, wie sich der Faktor Zeit in soziologischen Erklärungsmodellen forschungspraktisch berücksichtigen lässt. Ausgehend von einer kritischen Diskussion gegenwartsdiagnostischer und naturwissenschaftlicher Zeitbegriffe arbeiten sie einen Vorschlag zur konzeptionellen Sensibilisierung soziologischer Erklärungsmodelle für deren Einbettung in zeitspezifische, soziale Problemkontexte aus. Ihre Überlegungen plausibilisieren sie anhand soziologischer Lebenslaufstudien und aktueller Befunde der empirischen Prekarisierungsforschung.

Sowohl Roger Häußling als auch Rainer Schnell befassen sich mit den Grenzen und Potentialen von Big Social Data in den Sozialwissenschaften. Die These von Roger Häußling lautet, dass sich die Erklärende Soziologie in Zeiten neuer, algorithmenbasierter Datenquellen eingehender als bislang mit Fragen darüber befassen sollte, wie derartige große Datenquellen produziert, strukturiert, distribuiert, visualisiert und gesteuert – kurz: technisch gehandhabt – werden können, um diese für hypothesenprüfende Erklärungsmodelle handhab- und fruchtbar zu machen. Rainer Schnell geht aus einer stärker methodologischen Perspektive auf die praktischen Probleme ein, die der Nutzung von Big Data für sozialwissenschaftliche Forschungen im Wege stehen. Neben Zugangsschwierigkeiten, die auf rechtliche und organisatorische Regelungen (z.B. Datenschutzbestimmungen) zurückführbar sind, wird dargestellt, dass die Nutzarmachung von Big Data in vielen Fällen die personenbezogene Verknüpfung mehrerer

Datensätze (Record Linkage) erfordert. Die besonders schwierige Situation in Deutschland wird dabei mit anderen Ländern wie z.B. Norwegen verglichen, die zur Nutzung von Big Data leistungsfähigere Infrastrukturen aufgebaut haben.

Der zweite Teil des Bandes behandelt Studien zur sozialen Praxis in den Anwendungsfeldern Familie, Bevölkerung und Bildung. Im ersten Beitrag widmen sich Oliver Arránz Becker und Daniel Lois der Frage, inwieweit Wechselwirkungen zwischen nutzenabwägenden Überlegungen und religiös geprägten Werten auf die Familiengründung bestehen. Basierend auf dem Modell der Frame-Selektion und unter Verwendung von Daten des Beziehungs- und Familienpanels (Pairfam) kommen die Autoren zu dem Resultat, dass praktizierende Christen eine höhere Neigung zur Elternschaft aufweisen als Säkulare. Gleichzeitig ergeben sich Hinweise auf eine variable Rationalität und damit auf sich unterscheidende Handlungsmodi: Sowohl „Values of Children“ als auch subjektive Kinderkosten sind für Christen tendenziell von geringerer Handlungsrelevanz als für Säkulare.

Ein familiensoziologisches Tandem zum Thema „Partnermarkt“ bilden die Beiträge von Johannes Stauder und Dagmar Jäger sowie von Ingmar Rapp, Thomas Klein und Jan Eckhard. Johannes Stauder und Dagmar Jäger untersuchen die Frage, wie sich der ostdeutsche Geburtenrückgang im Zuge der Wiedervereinigung auf den Partnermarkt der „Wendekinder“ (Jahrgänge 1988 bis 1992) ausgewirkt hat. Dabei wird auch untersucht, wie sich die vermeintlich ungünstigeren Partnermarktgelegenheiten dieser Jahrgänge im Lebensverlauf entwickeln und ob es Unterschiede zwischen Ballungsgebieten und ländlichen Regionen gibt. Ingmar Rapp und Kollegen untersuchen, wie sich die Wahrscheinlichkeit, dass partnerlose Frauen und Männer eine neue Partnerschaft eingehen, im mittleren und höheren Erwachsenenalter verändert. Außerdem wird betrachtet, wie sich die Übergangsraten in Kohabitation und in Ehe mit steigendem Lebensalter entwickeln. Anschließend werden zwei Faktoren näher beleuchtet, die bei der Entstehung von Partnerschaften im mittleren und höheren Erwachsenenalter eine wichtige Rolle spielen: die makrostrukturellen Partnermarktgelegenheiten und die soziale Einbindung. Beiden Beiträgen ist gemeinsam, dass sie sich empirisch auf innovative Methoden zur Messung von Gelegenheitsstrukturen auf dem Partnermarkt stützen, die alters- und bildungsspezifische Partnerwahlpräferenzen genauso berücksichtigen wie unterschiedliche Verfügbarkeiten von partnerlosen und partnerschaftlich gebundenen Personen. Die besondere Akteursnähe dieses Ansatzes ist ganz im Sinne der erklärenden Soziologie.

Alois Hahn, Johannes Kopp und Nico Richter gehen in ihrem Beitrag anhand dyadischer Paar-Analysen an Pairfam-Daten der Frage nach, ob und in welchem Ausmaß sich beide Partner in heterosexuellen Paarbeziehungen hinsichtlich partnerschaftsbezogener Wahrnehmungen und Einstellungen voneinander

der unterscheiden. Sie finden substantielle Differenzen in den Einschätzungen der Partnerschaftszufriedenheit sowie in der intendierten Familienplanung. Hinsichtlich des wahrgenommenen Rückzugs des Mannes in Paarkonflikten finden sich moderate dyadische Differenzen, wobei diskrepante Einschätzungen mit sinkender Partnerschaftszufriedenheit zunehmen. Eher vernachlässigbar sind den Autoren zufolge hingegen Differenzen in den Einschätzungen zur Arbeitsteilung.

Manfred Romich und Sabrina Holzportz untersuchen anschließend in ihrem Beitrag das Wechselspiel zwischen demographischen Entwicklungen einerseits und familien- und sozialpolitischen Steuerungsmaßnahmen andererseits in der Volksrepublik China. Anknüpfend an detaillierte sozialhistorische Schilderungen der soziokulturellen Besonderheiten der demographischen Frage in China und aufbauend auf dem Value of Children-Ansatz arbeiten sie den Wandel individueller Motivationen zur Elternschaft und deren soziale Folgen für die chinesische Bevölkerungsentwicklung und entsprechende politische Konsequenzen auf.

Hartmut Esser stellt im letzten Beitrag den häufig kolportierten Befund empirisch auf den Prüfstand, dass Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund im stark stratifizierten deutschen Schulsystem mit seiner vergleichsweise frühen leistungsbezogenen Differenzierung vor besonderen Herausforderungen stehen. Obgleich sich anhand der Analysen an NEPS-Daten tatsächlich Nachteile bei Schülern mit Migrationshintergrund hinsichtlich Leistungen und Bildungserfolg finden, zeigt ein Bundesländervergleich, dass die strikte Differenzierung der Bildungswege – operationalisiert über die Verbindlichkeit der Gymnasialempfehlung – offenbar die skizzierte Leistungsschere eher schließt als öffnet. Die Schlussfolgerung lautet, dass die Differenzierung des deutschen Schulsystems gerade Migrantenkindern eher nütze und daher nicht abgebaut werden sollte.

Den Herausgebern dieses Bandes ist das große Glück zuteilgeworden, von Paul Hill in seinen Rollen als Hochschullehrer, Doktorvater und/oder als Lehrstuhlinhaber, an dem sie selbst tätig waren bzw. sind, in verschiedenen Phasen ihrer Werdegänge begleitet worden zu sein. Seine ihnen auf den Weg gegebene Maxime einer theoretisch fundierten, methodisch anspruchsvollen, ursächlich erklärenden Sozialforschung weist ihnen noch heute Wege durch oft unwegsame soziologische Forschungslandschaften. In Zeiten, in denen ein sich zusehends ökonomisierter, bürokratisierter Wissenschaftsbetrieb immer weiter selbst zu entzaubern droht, sind seine persönlichen Ratschläge und der Ansporn, die er ihnen auf den Weg gab und gibt, nicht hoch genug einzuschätzen. Die Herausgeber dieses Bandes bedanken sich ganz herzlich bei Paul Hill für all die Unterstützung und Geduld, die er ihnen zuteilwerden ließ – egal ob in Zeiten, in denen es für sie im *Hamsterrad Wissenschaft* gut lief, oder ob es doch einmal irgendwo hakete.

Ein großes Dankeschön sei hier zudem an alle Kolleginnen und Kollegen gerichtet, die mit ihren spannenden Aufsätzen zum Gelingen dieses Bandes beigetragen haben. Den Herausgebern war es eine große Freude, dieses Projekt zu begleiten und auf so viel Engagement seitens aller Beteiligten zählen zu können. Des Weiteren sei ganz herzlich den studentischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die fleißige Unterstützung bei der Endredaktion dieses Bandes gedankt: Christina Krüger und Anna Hermsdorf am Institut für Soziologie in Aachen, Nora Horn und Franziska Becker am Institut für Soziologie in Halle-Wittenberg, und Julian Ahrens sowie Michaela H. Uhl am Institut für Bildungswissenschaften in München. Die Herausgeber bedanken sich zudem bei Katrin Emmerich und Eik Welker vom Springer für die kompetente Begleitung seitens des Springer VS-Verlags. Ein besonderer Dank geht an Ursula Babinski, die die Entstehung dieses Bandes mit angestoßen hat („Da muss der Paul durch!“), und an Johannes Kopp, der die Herausgeber jederzeit mit Rat und Tat unterstützt hat. Die alleinige Verantwortung für Risiken und Nebenwirkungen – oder soziologisch: unintendierte Nebenfolgen – dieser Zusammenstellung tragen selbstverständlich die Herausgeber.

Aus Max Webers Aufsatz über die „Wissenschaft als Beruf“ (Weber 1988 [1919]) ist der Ausspruch überliefert, wonach ein Einfall niemals die oft so mühevollen Arbeit ersetze – und sei dieser Einfall auch noch so erhellend. Sowohl die Forschungsvita des hier Geehrten als auch die Beiträge in diesem Band sind Ausdruck vieler inspirierender Ideen und akribischen theoretischen, methodischen und empirischen Arbeitens.

Lieber Paul, wir wünschen Dir alles Gute zum Geburtstag und viel Glück, Erfolg und Gesundheit für die Zukunft!

Köln, Aachen und Chemnitz im März 2018

## Literatur

- Ajzen, Icek (1991): The Theory of Planned Behavior. In: *Organization Behavior and Human Decision Processes* 50, 2, S. 179-211.
- Allport, Gordon W. (1979 [1954]): *The Nature of Prejudice*. New York: Basic Books.
- Baron, Daniel/Hill, Paul B. (2017a): *Atypische Beschäftigung und ihre sozialen Konsequenzen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Baron, Daniel/Hill, Paul B. (2017b): Wer sind die Prekären? Handlungstheoretische Überlegungen und empirische Befunde. In: dies. (Hrsg.): *Atypische Beschäftigung und ihre sozialen Konsequenzen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-34.
- Baron, Daniel/Schmidt, Andrea/Dongauser, Angelina/Hill, Paul B. (2012): Sind Soziologiestudierende die wahren Idealisten? Befunde eines quantitativen

- Vergleichs zwischen Studienanfängern im Maschinenbauwesen und in der Soziologie. In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 35, 1, S. 122-135.
- Bauman, Zygmunt (1989): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit.* Hamburg: Hamburger Edition.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Der Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Becker, Gary S. (1981): *A Treatise on the Family.* Cambridge/London: Harvard University Press.
- Bowlby, John (1958): *The Nature of the Child's Tie to his Mother.* In: *International Journal of Psychoanalysis* 39, S. 350-373.
- Bude, Heinz (2014): *Gesellschaft der Angst.* Hamburg: Hamburger Edition.
- Dörre, Klaus (2009): *Prekarität im Finanzmarkt-Kapitalismus.* In: Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts.* Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 35-64.
- Esser, Hartmut (1987): *Rezension: Ulrich Beck, Risikogesellschaft.* In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 39, 4, S. 806-811.
- Esser, Hartmut (1996): *What is Wrong with 'Variable Sociology'?* In: *European Sociological Review* 12, 2, S. 159-166.
- Esser, Hartmut (1998): *Why are Bridge Hypotheses Necessary?* In: Blossfeld, Hans-Peter/Prein, Gerald (Hrsg.): *Rational Choice Theory and Large-Scale Data Analysis.* Boulder: Westview Press, S. 94-112.
- Fazio, Russell H. (1990): *Multiple Processes by which Attitudes Guide Behavior. The MODE Model as an Integrative Framework.* In: Zanna, Mark P. (Hrsg.): *Advances in Experimental Social Psychology* 23. S. 75-109.
- Habermas, Jürgen (1985): *Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften V.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hill, Paul B. (1984a): *Determinanten der Eingliederung von Arbeitsmigranten.* Köln: Hanstein Verlag.
- Hill, Paul B. (1984b): *Räumliche Nähe und soziale Distanz zu ethnischen Minderheiten.* In: *Zeitschrift für Soziologie* 13, 4, S. 363-370.
- Hill, Paul B. (1992): *Emotionen in engen Beziehungen. Zum Verhältnis von "Commitment", "Liebe" und "Rational-Choice".* In: *Zeitschrift für Familienforschung* 4, S. 125-146.
- Hill, Paul B. (2002): *Rational-Choice-Theorie.* Bielefeld: transcript.
- Hill, Paul B. (Hrsg.) (2004): *Interaktion und Kommunikation. Eine empirische Studie zu Alltagsinteraktionen, Konflikten und Zufriedenheit in Partnerschaften.* Würzburg: Ergon.
- Hill, Paul B./Kopp, Johannes (1990): *Theorien der ehelichen Instabilität.* In: *Zeitschrift für Familienforschung* 2, 3, S. 211-243.
- Hill, Paul B./Kopp, Johannes (2001): *Strukturelle Zwänge, partnerschaftliche Anpassung oder Liebe. Einige Überlegungen zur Entstehung enger affektiver Beziehungen.* In: Klein, Thomas (Hrsg.): *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe.* Opladen: Leske und Budrich, S. 11-33.

- Hill, Paul B./Kopp, Johannes (2010): Gary S. Becker. Zur Bedeutung seiner familienökonomischen Beiträge. In: Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.): Die Geschichte der Familiensoziologie in Portraits. Würzburg: Ergon Verlag, S. 281-302.
- Hill, Paul B./Kopp, Johannes (2013): Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Marchart, Oliver (2013): Facetten der Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Verhältnisse. Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Prekarisierung von Arbeit und Leben. Bielefeld: Transcript.
- Nachtwey, Oliver (2016): Die Abstiegsgesellschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Rüßmann, Kirsten/Dierkes, Simon/Hill, Paul B. (2010): Soziale Desintegration und Bindungsstil als Determinanten von Fremdenfeindlichkeit. In: Zeitschrift für Soziologie 39, 4, S. 281-301.
- Schimank, Uwe (2005): Die Entscheidungsgesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schimank, Uwe/Volkman, Ute (Hrsg.) (2007): Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schmid, Michael (2009): Die Unsicherheit des Entscheidens. Überlegungen zur rationaltheoretischen Mikrofundierung der Theorie reflexiver Modernisierung. In: Böhle, Fritz/Wehrich, Margit (Hrsg.): Handeln unter Unsicherheit. Wiesbaden: VS Verlag, S. 49-66.
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (2013): Methoden der empirischen Sozialforschung. München: Oldenbourg.
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Campus.
- Snow, Charles P. (1958): The Two Cultures. London: Cambridge University Press.
- Thibaut, John W./Kelley, Harold H. (1959): The Social Psychology of Groups. London: John Wiley & Sons.
- Weber, Max (1988 [1919]): Wissenschaft als Beruf. In:(Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen: Mohr, S. 582-613.



# Stress und Komplexität. Zwei Grenzen des Rational-Choice-Modells

Thomas Kron

## 1 Einleitung

Wenngleich sich Paul Hill im Rahmen der Lehre immer dafür ausgesprochen hat, dass die Studierenden möglichst viele Theorierichtungen kennenlernen sollen, ist er selbst in seiner Forschungsarbeit ein „strenger“ Vertreter der Rational-Choice-Theorie. Streng im Sinne der Anwendung dieser Theorie sowie in der Verteidigung ihrer wissenschaftstheoretischen Grundlagen.<sup>1</sup> Als hochgradig algorithmisierbare Theorie rationaler Handlungswahl besitzt die Rational-Choice-Theorie zweifelsohne den forschungsheuristischen und modelltheoretischen Vorteil, auf Basis der Rationalitätsprämisse einige Problemdimensionen sozialen Handelns ableiten zu können und diese zugleich im eigenen theoretischen Rahmen in mögliche soziale Lösungen zu überführen, ohne auf Ad-hoc-Annahmen ausweichen zu müssen, die man theoretisch oftmals nicht kontrolliert. Anders formuliert beantwortet die Rational-Choice-Theorie mit vorbildlicher Präzision die Frage, welche Kompetenzen Akteure haben müssen, damit sie überhaupt Koordinations-, Kooperationsprobleme oder Konflikte als Probleme bekommen können, deren Lösungen – etwa Markt, Macht, Moral – wir vorfinden (Schmid 2004).

Freilich ist der Rational-Choice-Ansatz immer von Kritik begleitet gewesen. Wie alle Modelle des menschlichen Handelns ist die Rational-Choice-Theorie *unvollständig*, sofern sie sich selektiv auf einige wenige Handlungsparameter – Erwartungen, Bewertungen und ein maximierender Selektionsalgo-

---

1 Dementsprechend ist unser gutes persönliches Verhältnis stets begleitet von einem wechselseitigen „Frotzeln“ entlang der Unterscheidung „übertriebenes rationales Handeln“ vs. „systemtheoretisches Glasperlenspiel“. Dahinter steckt freilich die Übereinkunft, dass die Systemtheorie beschreibt, während die Rational-Choice-Theorie erklärt. Anders ist es bezüglich meiner Präferenz für die Fuzzy-Logik (Kron 2005a): Nach einem Vortrag von mir in unserem Institutskolloquium – in welchem Paul Hill ungewöhnlich wenige kritische Nachfragen sowie Anregungen eingespeist hat – hat er mir danach zugesprochen, nun wüsste er, weshalb wir uns an dieser einen Stelle niemals einig würden: die wissenschaftstheoretischen Basisprämissen zwischen Kritischem Rationalismus und fuzzy-logischer Systemtheorie scheinen nicht vereinbar. Vgl. dazu auch Kron (2015: 162ff.).

rhythmus – konzentriert. Selbstverständlich ist das menschliche Handeln insgesamt unendlich reichhaltiger. Es ist aber gar nicht das Ziel soziologischer Handlungstheorie, das menschliche Handeln vollständig abzubilden. *Jedes* Modell ist notwendigerweise unvollständig, ein vollständiges Modell wäre schließlich auf Kosten jeder Generalisierungsfähigkeit mit der Wirklichkeit deckungsgleich. Eine Straßenkarte ist gerade deshalb hilfreich, weil sie eine *unvollständige* Abbildung der Wirklichkeit darstellt und *deshalb* Strecken und Wege zu generalisieren in der Lage ist. Eine vollständige Straßenkarte läge auf der Erde, würde diese eins zu eins abdecken und mangels Generalisierungskraft nicht mehr weiterhelfen, um von Ort A an Ort B zu gelangen.

Zum einen sollten die soziologischen Modelle allerdings nicht falsch sein. Eine Straßenkarte, auf der falsche Wege eingezeichnet sind, führt in die Irre. Ebenso Handlungstheorien, die falsche Handlungskompetenzen der Akteure unterstellen. Zwar können selbst falsche Modelle zufällig richtige Ergebnisse liefern, aber für die Wissenschaft möchte man wenigstens fordern, dass dafür die Falschheit kontrolliert sein müsste. Zum anderen – und hier setzt ein Großteil soziologischer Kritik an der Rational-Choice-Theorie an – sollten Modelle aufgrund ihrer notwendigen Unvollständigkeit nicht unangemessen verallgemeinert werden. Diese Gefahr ist insofern in der modernen Gesellschaft für die Rational-Choice-Theorie groß, als die moderne Gesellschaft Rationalität selbst zum Wert erklärt hat (Münch 1995, Schimank 2005). Sozialwissenschaftler\*innen, die mittels der Rational-Choice-Theorie soziale Phänomene erklären, tun dies quasi automatisch als *homines sociologici*, als Befolger einer modernen Rationalitätsnorm, welche sich nicht nur in Rationalitätsfiktionen (Schimank 2005: 373ff.) figuriert, sondern auch in einer inflationären Verwendung des Nutzenbegriffs – denn wenn handlungstheoretisch gesehen *alles* (das Eine und sein Gegenteil) nützlich sein kann, was erklärt der Begriff dann noch? Der jeweils individuell-subjektive Nutzen muss folgerichtig als Zusatzannahme (Kunz 2004: 146f.) über die ebenso subjektive Definition der Situation durch den Akteur erklärt werden. Die Rational-Choice-Theorie geht davon aus, dass auch diese individuell-subjektiven Prozesse „mit einer inneren Systematik“ (Hill 2002: 34) ablaufen und erklärbar sind – allerdings wiederum nach den Regeln der Rational-Choice-Theorie (Hill 2002: 37 mit Bezug zum Frame-Selection-Modell von Esser 2004, 2006, 2010), d.h. wiederum unter der Annahme einer Maximierung eines wie auch immer individuell-subjektiven Nutzens. Die Theorie läuft in einen infiniten Regress von postulierten individuell-subjektiven Nützlichkeiten.

Die „Grenzen der Erklärungskraft“ (Münch 1998) aufzudecken ist die Begleitmusik aller Modelle. In diesem Sinne möchte ich hier zwei Grenzen der Rational-Choice-Theorie hervorheben und an empirischen Beispielen plausibili-

sieren.<sup>2</sup> Die dafür zugrunde gelegte Frage ist: Welche Bedingungen müssen notwendig vorliegen, damit Akteure rational sein können? Ich nehme die Antworten vorweg: Erstens darf die Situation, in der Akteure eingebettet sind, *nicht zu stressig* für diese Akteure sein. Dies ist ein Argument mit Bezug zur Biologie des Menschen, es wird hier – da es sich um einen soziologischen Beitrag handelt – kürzer gefasst. Ausführlich wird das zweite, auf Strukturen bezogene Argument dargestellt: Die (soziale) Situation darf *nicht zu komplex* für die Akteure sein.

## 2 Rationalität in stressigen Umwelten? Das Beispiel gewalttätiger Situationen

Es ist ein Signum der Gegenwart westlicher Gesellschaften, dass sie sich selbst als „*zivilisiert*“ verstehen (Elias 1976). Gemeint ist damit u.a., dass es insgesamt historisch gelungen scheint, gewalttätiges Handeln aus dem Alltagsleben des modernen Menschen weitgehend zu verbannen und schwere Gewaltereignisse wie etwa Mord massiv zu reduzieren (Pinker 2011, Yuval 2017). Die moderne Gesellschaft hat sich Gewaltlosigkeit auf ihre Fahne geschrieben und ist geneigt, dieses Ziel zu erreichen. Gleichsam ist klar, dass es keine soziale Ordnung ohne Gewalt gibt.<sup>3</sup> Ein vollständiges Verschwinden der sichtbaren Gewalt würde die vollständige Durchsetzung des unsichtbaren Gewaltmonopols bedeuten. Die moderne Gesellschaft hat Gewalt lediglich invisibilisiert, sie wirkt als „*symbiotischer Mechanismus*“ (Luhmann 1974), als Sicherheitsmechanismus des politischen Systems, kommt nur im Extremkonfliktfall zum Zuge und soll dann zugleich die Lösung mittragen, sei es, dass Polizeigewalt eingesetzt wird oder militärische Gewalt.

Aus dieser ambiguen Anlage – notwendiges Vorkommen und Verschleiern von Gewalt in der modernen Gesellschaft (siehe Baecker 1996) – resultiert als paradoxe Reaktion einerseits eine *Überdramatisierung* von Gewalt und zugleich andererseits ihre *Verharmlosung*. Für die Überdramatisierung sind vor allem die Massenmedien verantwortlich. Geschieht etwa ein besonders grausamer und im Tatverlauf außergewöhnlicher Mord, dann wird darüber global berichtet, weil eine solche Nachricht Neuigkeits- und offenkundig auch Unterhaltungswert („*Gruselfaktor*“) besitzt. In der Folge wird dann über ähnliche Morde eher aufmerksamkeitsreich berichtet. Social Media wie Twitter, Facebook

---

2 Für hilfreiche Anmerkungen und Hinweise danke ich meinem Lehrstuhl-Team: Pascal Berger, Christina Laut und Bettina Mahlert.

3 Man könnte ergänzen: Die moderne Gesellschaft will das Ziel der Gewaltlosigkeit erreichen, notfalls mit Gewalt.

etc. verstärken diesen Effekt noch, wenn sie die Informationen der Massenmedien aufgreifen, simultan erörtern und bewerten. Da Massenmedien und social media sich wechselseitig verstärken, entsteht durch die thematische Konzentration sowie vor allem dadurch, dass in den social media oftmals nicht ein korporativer Akteur (etwa eine Zeitung), sondern reale individuelle Akteure kommunizieren, der Eindruck, dass das ganze Thema sehr real sei. Die Aufgeregtheit individueller Akteure erzeugt scheinbare empirische Evidenz – warum sollte jemand auch empört sein, wenn es sich um wenig relevante Ereignisse handelt? Relevant sind Ereignisse vor allem dann, wenn sie trotz ihrer Einmaligkeit wortwörtlich außerordentliche Ausmaße annehmen (9/11 etc.; vgl. zur Außerordentlichkeit des Sozialen Giesen 2010) oder wenn sie eine signifikante Regelmäßigkeit aufweisen. Die Thematisierung von Ereignissen in den Massenmedien in Kombination mit den social media ist geeignet zur Erzeugung *des Eindrucks* von Außerordentlichkeit *und* Regelmäßigkeit – ohne dass eine tatsächliche empirische Evidenz für diese Annahme vorliegen muss. Im Zweifelsfall reagieren wir auf Simulakren (Baudrillard 1978), erzeugt durch eine mediale Überhitzung der Kommunikation (Münch 1991): Die Gewalt wird überdramatisiert. Als ein aktuelles Beispiel dürfte die Silvesternacht 2015 in Köln dienen, bei der es zu massenhaften Übergriffen gegenüber Frauen gekommen ist. Zum einen scheint die medienrezipierende Öffentlichkeit die Massenhaftigkeit sowie die Offensichtlichkeit dieses Ereignisses als außergewöhnlich einzustufen. Zum anderen sorgt die Dynamik der Berichterstattung in den Massenmedien und deren Verstärkung in den social media dafür, dass der Eindruck entstand, als wären alle Frauen in Deutschland regelmäßig vor allem durch nordafrikanische Männergruppen – als Synonym für Asylsuchende im Rahmen der sog. „Flüchtlingskrise“ – der Gefahr der sexualisierten Gewalt ausgesetzt.

An diesem Beispiel lässt sich zeigen, wie Überdramatisierung und Verharmlosung Hand in Hand gehen: Denn sofern nicht über Gewalt in den Massenmedien und social media berichtet wird, ist sie de facto als gesellschaftliches Thema kaum präsent. Und was dort nicht präsent ist, existiert nahezu nicht. Die Überdramatisierung an diesem Beispiel ist deutlich: Der Eindruck, die größte Gefahr für deutsche Frauen gehe von Zuwanderern aus, ist empirisch falsch. Möchte man die größte Gefahr für Frauen, Opfer einer Gewalttat zu werden, minimieren, müsste man sich um deren (Ex-)Partner kümmern bzw. gesellschaftlich dafür Sorge tragen, dass Frauen und Männer in die Lage versetzt werden, solche Partnerschaften zu führen, die auch im Falle von Beziehungsschwierigkeiten und Trennung nicht von Gewalt begleitet werden. So sind laut der krimi-

nalistischen Auswertung des Bundeskriminalamts zum Berichtsjahr 2015<sup>4</sup> in Deutschland 127.457 Frauen als Opfer von Gewalt im partnerschaftlichen Kontext registriert worden, während im selben Jahr trotz einer Zuwanderung von insgesamt 1.091.894 Asylsuchenden 3.404 Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung und 385 Straftaten gegen das Leben aufgeklärt wurden – wobei Frauen und Männer als Opfer zusammengezählt wurden. Bei aller Komplexität der Interpretation und den damit verbundenen Bewertungsschwierigkeiten dieser und weiterer Daten zum Thema Kriminalität und Zuwanderung<sup>5</sup>, eins ist sicher: Die größte Gefahr für Frauen in Deutschland, Opfer einer Gewalttat zu werden, geht von ihren (Ex-)Partnern aus (BKA 2016). Diese partnerschaftliche Gewalt wird eher verharmlost, weil eben nicht mit derselben Aufregung darüber berichtet wird wie über die Vorgänge zu Silvester 2015. Zudem wird gerade dem privaten Raum ein grundgesetzlich geschütztes Persönlichkeitsrecht eingeräumt, so dass Paare weitgehend individuell entscheiden dürfen, in welcher Art und Weise sie zusammenleben möchten. Problematisch ist dies, wenn die kulturelle, oftmals individuell einverseelte und unhinterfragte Prägung der Beteiligten zum Beispiel nahelegt, dass Männer ein Recht auf sexuelle Versorgung durch die Frau hätten bzw. umgekehrt Frauen kein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung zugesprochen wird und, da Männer prinzipiell verletzungsmächtig und Frauen natürlicherweise verletzungsoffenen seien (Meuser 2002), Gewalt innerhalb der Partnerschaft legitimiert wird oder wenigstens hingenommen wird. So ist erklärbar, dass erst 1997 in Deutschland den (Ehe-)Frauen ein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung nach 25jähriger Bundestagsdiskussion eingeräumt und Vergewaltigung in der Ehe als Straftatbestand anerkannt wurde. Dies ist ein Beispiel für eine Verharmlosung von Gewalt (an Frauen in Partnerschaften).

Die Soziologie steht an dieser Stelle vor der Aufgabe, Gewaltphänomene zu erklären, ohne Überdramatisierungen und Verharmlosungen aufzusitzen. Die Gefahr einer inflationären Verwendung des Gewaltbegriffs ist allerdings groß, denn beides zusammen – Überdramatisierung und Verharmlosung – trifft sich in einer ungeheuren Ausdehnung des Gewaltbegriffs auf alles, was die menschliche Freiheit einschränkt: Beleidigungen, Mobbing, Studienordnungen, Benimmregeln – alles ist (psychische, strukturelle, kulturelle ...) Gewalt, obwohl qualitativ relevante Unterschiede zur physischen Gewalt bestehen, vor allem hinsichtlich

---

4 Siehe folgende Onlinequelle: [https://www.bka.de/SharedDocs/Downloads/DE/Publikationen/JahresberichteUndLagebilder/Partnerschaftsgewalt/Partnerschaftsgewalt\\_2015.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=6](https://www.bka.de/SharedDocs/Downloads/DE/Publikationen/JahresberichteUndLagebilder/Partnerschaftsgewalt/Partnerschaftsgewalt_2015.pdf?__blob=publicationFile&v=6) (letzter Zugriff am 26.12.17).

5 Wie bewertet man beispielsweise die vorhandene Steigerung von Straftaten mit Beteiligung von Asylsuchenden im Verhältnis zur Steigerung der Anzahl von Asylsuchenden? Sind lediglich Asylsuchende, nicht aber anerkannte Asylanten einzubeziehen? Muss man die „Zugereisten“ nach ihren Herkunftsländern differenzieren? Oder nach ihren Herkunftskulturen? Nach ihren Herkunftsmilieus? Usw..

der zeitlichen, sozialen und sachlichen Unmittelbarkeit des zielgerichteten schmerzhaften Verletzens des Körpers eines anderen Menschen gegen dessen Willen. Entsprechend dieser Überdramatisierung durch die interpretative Ausdehnung wird Gewalt zum politischen Kampfbegriff, denn gemäß des Auftrags der modernen Gesellschaft im Sinne ihres „instrumentellen Aktivismus“ (Münch 1991: 27ff.) darf Gewalt nicht einfach hingenommen werden. Wer „Gewalt“ ruft, darf, ja muss sogar legitimerweise zugleich zu Gegenmaßnahmen aufrufen.

Die aktuell vor allem durch Randall Collins (2008) inspirierte Gewaltforschung reagiert darauf, indem sie einen engen Gewaltbegriff bevorzugt und Gewalt zunächst durch das Handeln der *beteiligten* Akteure in einer *spezifischen* *Gewaltsituation* erklären möchte. Die weiteren „Makro“-Faktoren sind dabei explanatorisch zweitrangig. Man sollte nun meinen, dass gerade die Rational-Choice-Theorie an dieser Stelle hilfreich sein sollte, verspricht sie doch nicht nur die analytisch klare explanatorische Berücksichtigung situativer Faktoren für die Handlungsentscheidung, sondern zudem per se einen analytisch nüchternen Blick auf soziale Phänomene, getragen vom Diktum der Werturteilsfreiheit. Sie müsste zeigen können, welchen maximierten Nutzen sich Akteure von Gewalt-handlungen im Vergleich zu anderen Handlungsalternativen bei subjektiv bewerteten und in ihrer Auftrittswahrscheinlichkeit abgeschätzten Handlungsfolgen versprechen.

Allerdings findet die Rational-Choice-Theorie gerade hier eine Grenze ihrer Erklärungskraft, wenn es darum geht, *situative* *Gewalthandlungsentscheidungen* zu modellieren. Der Grund ist, dass *Gewaltsituationen* sich dadurch kennzeichnen, dass sie für die Akteure *maximalen Stress* bedeuten. Dieser Stress bedeutet, dass die Akteure mit Hormonen überschwemmt werden. Vor allem die Produktion von Cortisol und Noradrenalin unter Erhöhung von Puls, Atmen und Herzschlag verhindern die Möglichkeit, überhaupt noch rational agieren zu *können*, weil ab einem bestimmten Punkt, wenn der Thalamus die Informationen (über die *Gewaltsituationen*) als gefährlich bewertet hat, der für rationale Prozesse wichtige Neocortex zugunsten der Amygdala minderaktiviert wird.<sup>7</sup> Kurz: *Emotionen* übernehmen die Handlungsregie. Collins (2008) nimmt entsprechend an,

---

6 In Anführungsstrichen, weil die Unterscheidung von „Mikro“ und „Makro“ (und „Meso“) nicht konsistent soziologisch durchgehalten wird und vermutlich auch nicht durchgehalten werden kann. Die Aura des mit diesem Begriff assoziativ Mitgedachten (Mayntz 1967: 28) ist dennoch manchmal hilfreich, nicht nur für Akkreditierungen von soziologischen Studiengängen.

7 Es handelt sich hier um eine sehr vereinfachte und verkürzte Darstellung der Gehirnprozesse. Aktuell kann man mit den Neurowissenschaften davon ausgehen, dass die realen Vorgänge um einiges komplexer sind und sich vor allem die Differenz von Kognition versus Emotion neurologisch nicht aufrechterhalten lässt, auch wenn man für den Sonderfall des angstbasierten Stresses dieser Unterscheidung schon nahe kommt (LeDoux 2016).

dass die Erklärung von Gewalthandlungen notwendig von der Erklärung der Überwindung der „Konfrontationsangst“ abhängt. Und diese Überwindung ist *nicht* einer rationalen oder überhaupt wie auch immer bewussten oder unbewussten kognitiven Abwägung geschuldet, sondern einer durch situative Gegebenheiten getriggerten „Vorwärtspanik“. Kurz: Wie bei anderen Tieren agiert das Säugtier Mensch in gefährlichen Situationen, zu denen Gewaltsituationen üblicherweise gehören, nicht rational, sondern „instinktiv“ mit Flucht, Verstecken oder Angriff. Die höhere, evolutionär gefestigte Rationalität des Überlebens setzt die individuelle Rationalität der Akteure außer Kraft und ersetzt diese durch einen rein emotionalen energetischen Antrieb. Und es sind die situativen Merkmale, welche letztlich den Ausschlag für die emotional getriebene Durchführung einer dieser drei Alternativen geben und keine rationale „Selektion“ von Handlungsalternativen. Die Präferenzordnung ist innerhalb einer maximal-stressigen Gewaltsituation *nicht* mehr im Belieben des Akteurs, sie wird ihm mit dem höchsten Ziel des Überlebens auferlegt.<sup>8</sup> Hat der Organismus sich emotional entlang der Differenz von Konfrontationsangst und Vorwärtspanik ausgerichtet, ist die getroffene Handlungsselektion in dieser Situation kaum reversibel.

Insgesamt ist Gewalt offenbar ein Phänomen, welches Eigenschaften für die Akteure mitbringt, die den Rational-Choice-Ansatz als theoretisches Werkzeug nicht mehr geeignet erscheinen lassen: *Maximaler Stress widerspricht der Möglichkeit von Rationalität im Entscheiden und Handeln*. Das heißt selbstverständlich *nicht*, dass manche der von der Gewaltforschung untersuchten Aspekte sich nicht sehr gut mit dem Werkzeug der Rational-Choice-Theorie entschlüsseln lassen. Beispielsweise sollte die Entscheidung für die Anwendung von Gewalt *außerhalb der unmittelbaren Gewaltsituation* mit den Mitteln des Rational-Choice erklärbar sein, etwa wenn ich mir überlege, in welcher Art und Weise (ob und wenn ja, mit welchen Waffen) ich mich abends zu schützen gedenke, wenn ich ausgehe. Je nach subjektiver Einschätzung kann ich in Antizipation möglicher gewalttätiger Konfrontationen im eigenen Überleben meinen höchsten Nutzen sehen und mich bewaffnen, selbst unter dem Risiko, damit eine Straftat zu begehen.<sup>9</sup> Sobald die Akteure *in die Gewaltsituation hinein* geraten, ist diese

---

8 Das ist der Grund, weshalb Gewaltsituationen von außen gesehen im Nachhinein oft so „unklug“ wirken. So ist z.B. der Angriff mit Stühlen am 28. Juli 2017 in Hamburg auf einen mit einem großen Küchenmesser bewaffneten Attentäter, der zuvor willkürlich in einem Supermarkt einkaufende Menschen angegriffen und teils schwer verletzt bzw. getötet hatte, nur wenig rational, weil auch die Handlungsalternative Flucht bestanden hatte, welche wohl den größten individuellen Nutzen versprochen hätte. Die Situation aber – Vorwärtspanik in einer Gruppe – scheint zum heroischen Angriff verleitet zu haben.

9 Nicht alle Waffen dürfen mitgeführt oder besessen werden, manche nur unter sehr strikten Vorgaben. Zudem könnten andere Kosten entstehen, etwa dass Waffen eine Situation eher in eine Eskalationsspirale führen und auch zu einer höheren Verletzungswahrscheinlichkeit füh-

Entscheidung nicht mehr zwingend bindend, selbst wenn diese vorab rationalen Erwägungen unterzogen wurde. Das ist der Grund, weshalb sich selbst Soldaten im Einsatzfall durch massive Gewaltinkompetenz auszeichnen, obwohl man unterstellen darf, dass die Entscheidung, Soldat zu werden und sich an Krieg zu beteiligen, durchaus rational getroffen wird. Kurz: Die durchaus rational modellierbare Entscheidung zum Umgang mit möglicher Gewalt, *bevor* sie passiert, darf nicht verwechselt werden mit der Gewaltsituation *an sich*, in der rationales Orientieren nicht möglich ist und eine rationale Orientierung des Handelns äußerst fraglich erscheinen lässt.

### 3 Rationalität in komplexen Umwelten?

Es gibt also Kontextbedingungen, die ein rationales Handeln biologisch kaum mehr erlauben. Gewaltsituationen exemplifizieren soziale Situationen, bei denen aus biologischen Gründen ein nutzenmaximierendes, kognitiv gesteuertes Handeln weitgehend außer Kraft gesetzt ist. Man könnte sagen, die Biologie definiert eine Seite der Grenze der Erklärungskraft des Rational-Choice-Modells.

Die andere Seite der Grenze wird durch das Soziale selbst markiert: Das Soziale kann Zustände annehmen, die ebenfalls die Möglichkeit nutzenmaximierenden Handelns unterwandern. Die These ist, dass die Akteure in zu komplexen Umwelten kaum mehr rational Handlungen selektieren können: *Komplexität widerspricht dem Selektionsalgorithmus, der dem rationalen Selektieren zugrunde gelegt wird.* Die Akteure agieren dann gemäß einer „höheren Rationalität“ nicht mehr rational, sondern adaptiv.<sup>10</sup>

---

ren, weil der potentielle Gegner ja ebenfalls bewaffnet sein könnte und sich zum Einsatz gezwungen sieht, wenn er auf eine Bewaffnung trifft. Auch mag die Überlegung eine Rolle spielen, ob man moralisch damit gut leben könnte, wenn man einen Anderen verletzen oder gar töten würde. Dennoch kann der höchste subjektive Nutzen im schlichten Überleben gesehen werden: „Besser am Ende von vier Personen verurteilt als von sechs Personen getragen“ drückt diesen Frame ganz treffend aus.

- 10 Um das Gegenargument gleich vorwegzunehmen: Man kann selbstverständlich mit dem Rational-Choice-Modell immer die Erklärungsdimension wechseln, auf Reflexion umstellen und etwa Adaptivität selbst als nutzenmaximierend im Sinne der höheren Rationalität erklären. Es ist aber eine andere Erklärungsdimension, ob ich danach frage, wie ich mich zwischen mehreren Handlungsalternativen in einer bestimmten Situation entscheide oder wie ich prinzipiell (oder auch in einer spezifischen Situation) entscheide, zu einer Entscheidung zu kommen. Bezogen auf die Reflexion der Entscheidung müsste man, wie oben angedeutet, gegenwärtig mitberücksichtigen, dass Rationalität als Wert jeder Entscheidung als gesellschaftliche normative Erwartung begleitet, so dass der Akteur, der sich für Rationalität entscheidet, ein homo sociologicus ist. Das wäre dann in dieser Argumentationslinie die noch höhere Handlungsorientierung – die wiederum gekontert werden kann mit dem Argument, Normbefolgung sei rational. Solche Diskussions- bzw. Argumentationszirkel sind eher unergiebig. Es geht hier folglich nicht um das

Erinnert sei daran, dass das Rational-Choice-Modell vorsieht, dass die Akteure subjektive Erwartungen in Form von *Wahrscheinlichkeiten* darüber ausbilden, welche Handlung mit welcher Handlungsfolge verknüpft ist (Esser 1999). Um Erwartungen in Wahrscheinlichkeiten so abschätzen zu können, dass diese eine einigermaßen stabile Orientierung für eine Handlungsentscheidung bieten, muss die Struktur der Umwelt des Akteurs so gestaltet sein, dass die Ereignisse nach den Regeln des Wahrscheinlichen (Probabilistik) auftreten und nicht nach anderen (etwa possibilistischen) Regeln. Genau diese zweite Bedingung scheint zunehmend nicht erfüllt.

Das Stichwort hierzu ist schlichtweg: Komplexität. Wenn hier die Komplexität der Gegenwartsgesellschaft in den Mittelpunkt gestellt wird, dann handelt es sich nicht um grundsätzliche ontologische Hypothesen über die Natur des Sozialen, sondern um „Annahmen über die charakteristische Struktur“ (Mayntz 2009: 25) der Gesellschaft (Byrne 1998: 37ff.). Diese Annahmen entsprechen einem systemischen Denken, bei dem „Makro-Phänomene“ als Ergebnis des sich wechselseitig aneinander anpassenden Zusammenwirkens verschiedener Elemente erforscht werden, wobei das Systemverhalten, welches multikausal erzeugt wird, nicht-lineare, rekursive und pfadabhängige Dynamiken aufweist. Daraus folgt – und dies ist zentral für die These einer Grenze der Erklärungskraft des Rational-Choice-Modells – eine Offenheit bzw. Nicht-Prognostizierbarkeit sozialer Prozesse. Ich wähle also Komplexität als ein Beschreibungsmerkmal der Gegenwartsgesellschaft und schließe an die aktuelle Komplexitätsforschung (Avazbeigi 2009, Füllsack 2011, Johnson 2007, Letiche et al. 2012, Mainzer 2008, Miller/Page 2007, Mitchell 2008)<sup>11</sup> an. Wenn die Gesellschaft komplex ist, dann muss eine auch nur zur Beschreibung dieser Zustände angemessene Theorie ebenfalls hinreichend komplex sein: „Die Frage nach den Weltsystemen [...] führt hinein in ein Geflecht ineinander verschachtelter Ursachenkomplexe und Relationsgefüge, das nicht an irgendwelchen Grenzen halt macht. Hieraus ist eine Reihe von Forderungen an eine Theorie abzuleiten. [...] Kurz: wir haben es mit einem hochkomplexen Relationengefüge zu tun und benötigen daher eine Theorie, die sehr viel Komplexität zu verarbeiten mag.“ (Herbst 2004: 208ff.) Es ist Luhmann, der stets darauf hingewiesen hat, dass die soziologische Untersu-

---

Argument, dass Adaptivität in komplexen Umwelten rational ist – das ist es auf einer höheren Reflexionsebene –, sondern dass in komplexen Umwelten rationales Handeln an sich im Sinne der Rational-Choice-Theorie kaum möglich ist.

- 11 Ich verwende den Begriff „Komplexitätsforschung“, weil eine einheitliche Komplexitätstheorie nicht existiert, auch wenn mitunter anderes suggeriert wird (Lewin 1993). „Die“ Komplexitätstheorie besteht regelmäßig in der Aufzählung bestimmter (informatischer, physikalischer, mathematischer, biologischer) Modelle, aus denen dann spezifische Eigenschaften abgeleitet werden, deren Aufsummierung die Theorie abbilden soll. Nur selten wird der Versuch gemacht, diese Eigenschaften in einen plausiblen kohärenten inhaltlichen Zusammenhang zu bringen.

chung komplexer Systeme selbst hinreichend komplex sein muss, dass man zur Reduktion der Komplexität (des beobachteten Falls) Komplexität (in der Theorie) aufbauen muss.<sup>12</sup> Die Frage ist, ob die Rational-Choice-Theorie hinreichend viel Komplexität verarbeiten kann (Müller-Benedict 2000).

Es verwundert zunächst nicht, dass die *Komplexitätsforschung*, die dem eigenen Anspruch nach auf die Erklärung der Entstehung, Stabilisierung und Wandel komplexer Ordnungen ausgerichtet ist (Kappelhoff 2009),<sup>13</sup> die Aufmerksamkeit der an derselben Art von Erklärung für soziale Systeme interessierten Soziologie gefunden hat.<sup>14</sup> Sofern sich die Komplexitätsforschung im Anschluss an die Chaostheorie auf jenen schmalen Bereich zwischen starrer Ordnung und zufälliger Dynamik konzentriert, in welchem eine komplexe Ordnung mit relativ stabilen, zyklischen Attraktoren sichtbar wird<sup>15</sup>, scheint sie besonders passend für die Gegenwartsgesellschaft, denn offenkundig zeichnet sich die Gegenwart dadurch zunehmende *Äquifinalität* aus. So gilt für soziale Phänomene zunehmend: „Social phenomena typically result from a combination of conditions, and very often the same outcome will result from several combinations.“ (Ragin 2000: 99) Der oder die Forschende sieht sich bei der Untersuchung sozialer Phänomene konfrontiert mit multiplen Kombinationen von verursachenden Parametern, die für sich und in Kombinationen notwendige sowie hinreichende Bedingungen darstellen. Diese Parameter können wiederum in zulassende (langfristige „Vorbedingungen“) und auslösende (kurzfristig katalysierende) Bedingungen unterteilt werden, was verdeutlicht: Die Beziehungen zwischen Ursachen und Effekten sind oftmals nicht kausal konsistent, weil immer mehr Faktoren einen erklärenden Einfluss haben (siehe Japp 2007: 166f., Luhmann 1970). Unter Bedingungen geringer gesellschaftlicher Komplexität kann und konnte man noch mit einer hohen Übereinstimmung bei verschiedenen Beobachtern der sozialen

---

12 So gilt: „Die Reduktion von Komplexität führt, wenn sie die Form von Systemgrenzen mit Insulierung eines operativen Bereichs annimmt, zum Aufbau von Komplexität in diesem Bereich“ (Luhmann 2000: 315). Nochmal anders: „Auf diese Weise können sehr komplexe Systeme entstehen, wenn sich Organisationsformen finden lassen, die mit hoher Komplexität kompatibel sind, das heißt entsprechende Reduktionsleistungen ermöglichen“ (Luhmann 1986: 37).

13 „Komplexitätsforschung beschäftigt sich fachübergreifend mit der Frage, wie durch die Wechselwirkung vieler Elemente eines komplexen Systems (z.B. Moleküle in Materialien, Zellen in Organismen oder Menschen in Märkten und Organisationen) Ordnungen und Strukturen entstehen können, aber auch Chaos und Zusammenbrüche.“ (Mainzer: 2008: 10)

14 Aufmerksamkeit hat diese Forschung gleichsam in der Psychologie gefunden, siehe etwa Dörner (1989, 1996).

15 „Chaos“ ist nur ein spezifisches Beispiel nicht-linearer Dynamiken und bildet lediglich einen Teil der Komplexitätsforschung ab. Die aktuellen Entwicklungen gehen von komplexen adaptiven Systemen aus (Elgazzar/Hegazi. 2005, Brownlee 2007, Eidelson 1997, Lansing 2003), deren Dynamiken teilweise chaostheoretischen Modellen entsprechen.

Wirklichkeit und ihrer Kausalitätsvermutungen rechnen. Und auch unter Bedingungen höherer gesellschaftlicher Komplexität wird gar nicht bezweifelt, dass Kausalitäten vorliegen und Wirkungen verursacht sind. Sobald aber die Bedingungen sich jenen Wirklichkeiten annähern, welche die Komplexitätsforschung beschreibt, kommen unendlich viele Kausalitätsfaktoren in Frage. Schon die pure Anzahl der Zusammenhänge von Bedingungen führt dazu, dass man stets mit *Kombinationen* von Bedingungen rechnen muss, die in verschiedener Kombinatorik äquifinal notwendig oder/und hinreichend in der Bewirkung eines Ereignisses sein können (Ragin 2000). Die Sachlage verkompliziert sich zusätzlich, wenn man zudem *gradueller* Zugehörigkeiten der Ursachen zu den Wirkungen in die Analyse integrieren möchte (Ragin 2000, Rihoux/Ragin 2008, Weber 1951: 283ff.).

Und noch komplexer wird es, wenn die von der Komplexitätsforschung herausgestellten *Dynamiken* ins Spiel kommen, z.B. jene in komplexen Systemen vorherrschenden nicht-linearen Rückkopplungsprozesse und „Sensibilitäten gegenüber den Anfangsbedingungen“<sup>16</sup>, welche die von Luhmann (1997: 570) noch betonte Hoffnung auf „günstige Umstände“ zunichtemachen, unter denen man eventuell kausal relevante – ich möchte ergänzen: rationalitätsermöglichende Faktoren – einschränken könnte.<sup>17</sup> Es gibt unter Komplexitätsbedingungen keine notwendige Äquivalenz mehr zwischen dem Verhalten der Elemente und dem Verhalten des Systems. Soziale Phänomene ändern sich nicht immer im gleichen Verhältnis zu den Ausgangsbedingungen. Um nur einige Beispiele zu nennen: Die Erhöhung der Ausgaben für die Forschung (z.B. zur Finanzierung von mehr wissenschaftlichen Mitarbeiter\*innen) führt nicht zu einer im Verhältnis linearen Verbesserung der Qualität der Forschungsergebnisse, etwa gemessen an der Drittmittelerwerb (Münch 2006, 2011, Vester 1983: 43). Auch die Beziehung zwischen Umweltkatastrophen und der Höhe wirtschaftlicher Schäden ist genauso wenig linear (Vester 2002: 78) wie das Verhältnis von Angebot und Nachfrage oder die Dynamik von Stadtentwicklungen.

---

16 Damit wird die traditionelle Annahme ad absurdum geführt, dass gleiche Ursachen gleiche Wirkungen, bzw. ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen haben (Simon 2007: 28). Diese Sensibilität gegenüber den Anfangsbedingungen hat Luhmann (1984: 148ff.) als Ausgangspunkt der Entstehung von Systemen aus Situationen doppelter Kontingenz angeführt, welche ebenfalls jedes Ereignis zu Anfang für Strukturbildungsprozesse nutzen können, ohne zu wissen, welche Ergebnisse der weitere Prozessverlauf zeitigen wird (Kron/Dittrich 2002).

17 Zeitliche Vorgänge werden mitunter derart beschleunigt, dass die Differenz von Vergangenheit und Zukunft unterminiert wird – eine Differenz, die aber für Kausalitätszuschreibungen notwendig ist (Luhmann 1997: 1011). Ich würde mich somit Luhmanns (1997: 570) Quintessenz anschließen wollen: „Für die soziologische Betrachtungsweise [...] sind Kausalitätserklärungen so schwierig, dass sie auf der Ebene allgemeiner theoretischer Aussagen nicht ratsam sind, und für Erzählungen fehlt dem Soziologen das Improvisationstalent.“

Eine derartige komplexe Umwelt bedeutet eine massive Erwartungsunsicherheit für rational orientierte Akteure, die sich nunmehr weder auf Wahrscheinlichkeitsabschätzungen noch auf einen „langen Schatten der Zukunft“ verlassen können. Nutzenmaximierende Rationalität als *conditio sine qua non* soziologischer Modellierung verliert damit an empirischer Plausibilität.<sup>18</sup> Der Grund dafür liegt an dem anderen Stellenwert, den *Möglichkeiten* in komplexen Systemen aufgrund der Sensibilität gegenüber den Anfangsbedingungen gewinnen, da mögliche Ereignisse häufiger vorkommen als Normalverteilungen dies suggerieren, denen das Wahrscheinlichkeitsdenken zugrunde liegt. So legen etwa sozial konstruierte, globale Risiken unter Komplexitätsbedingungen den Sozialwissenschaften ein Abrücken von der Orientierung an Wahrscheinlichkeiten nahe. In der Rückschau kann man erkennen, dass man die mit den Risiken verbundenen Unsicherheiten unter weniger komplexen Bedingungen noch gut mit *wahrscheinlichkeitsbasierten* Kalkülen kompensieren konnte, indem man die kollektiven Risiken in eine Frage der individuellen Versicherungsleistung entlang allgemeiner Ausgleichsregelungen transformierte. Derart „erlaubt es das Risiko-Versicherungskalkül durch Anwendung verallgemeinerbarer Unfallstatistiken sowie durch das Tauschprinzip ‚Zerstörung gegen Geld‘, ein staatliches Sicherheitsversprechen zu institutionalisieren angesichts einer offenen, ungewissen Zukunft.“ (Beck 2007: 25, vgl. auch 58ff.) Versicherungen sollen wie das Netz von Hochseilartisten gegen die *Möglichkeit* der Realisierung der antizipierten Katastrophe vorsorgen. Dabei konnten sie lange an der „Fiktion der wahrscheinlichen Realität“ (Esposito 2007) festhalten. Es ist das Instrument der Wahrscheinlichkeitstheorie, das zur kollektiven Beruhigung und somit zur allgemeinen Handlungsfähigkeit angesichts der damals vorliegenden Risiken als Möglichkeiten hat beitragen können, obwohl man eigentlich wusste, dass keine Sicherheit vermittelt wurde. Wahrscheinlichkeiten tragen derart maßgeblich zu den gegenwärtigen Rationalitätsfiktionen bei. Der „Trick“ liegt darin, die Realität mittels Wahrscheinlichkeiten nicht zu negieren, sondern über verschiedene uneindeutige, aber nicht zufällige Realitäten zu spiegeln (Esposito 2007: 19). Für das Entscheidungshandeln derjenigen Akteure (z.B. der Versicherungsnehmer), die sich an Wahrscheinlichkeiten orientieren, bedeutet das, dass sie *immer* rational handeln<sup>19</sup>, auch wenn diese Wahrscheinlichkeiten *realiter* nicht eintreffen

18 „Insgesamt bleibt von der Vorstellung wenig übrig, dass kollektiv interagierende strategische Akteure rationale, bestmögliche Ziel-Mittel-Umwelt-Kalkulationen anstellen würden.“ So Wiesendahl (2010: 37), der als Grund ebenfalls die zu hohe Komplexität anführt.

19 Nicht umsonst modellieren Rationaltheorien des Handelns Entscheidungen mittels Wahrscheinlichkeiten (Esser 1993: 94ff., 1999: 248ff., Kron 2004: 69ff., 2004b). Schmid (2004: 119) verweist auf die Fehlpassung der Anwendung von Wahrscheinlichkeiten auf doppelkontingente Situationen: „Der unausrottbaren Doppelkontingenz des Entscheidens wird man auch dann nicht gerecht, wenn man sich dazu entschließt, Nichtwissen als Nullwahrscheinlichkeit zu